

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 218.

Sonntag, 17. September.

1916.

(88. Fortsetzung.)

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Räte van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

Die gute, alte Nidel hatte schon den schönsten Roman mit einem Ahnenschloß und einem gräflichen Schwiegerjohn fertig gehabt und auf dem Rotköpfchen ihrer Tochter eine neunzackige Krone funkeln sehen, aber dann war die Geschichte in eine falsche Bahn geraten, statt auf die Tochter auf die Schwiegertochter — höchst fatal!

Das wispterten und lächelten die Boshaften, jene, die überall ein Häkchen finden, an dem sie ihre Schadenfreude und den geistvollen Spott aufhängen können. Die anderen, die mit wirklich freundschaftlichem Herzen die Sorgen und Schmerzen der Familie Nidel mitleidvoll teilten, wußten all die bösen Dinge wohl auch, aber sie sprachen weniger darüber, und wenn sie es doch taten, so sprachen sie anders gefärbt, mit aufrichtigem Bedauern und mit Trauer.

Alles das, was jetzt jedermann wußte und sich erzählte, war erst nach dem Tode Eugens unter die Leute gekommen, direkt mit dem erschütternden Trauerfall aufgeschossen, wie Pilze nach dem Regen. Auf einmal kam das alles zusammen, auf einmal reihte es sich aneinander und wuchs eins aus dem anderen. Und was man nicht genau wußte, das kombinierte und fabulierte man. Die romanhaften Schicksale der Familie Nidel wurden im Munde der Leute immer romanhafter, so daß Frau Minchen, wenn sie als Unbeteiligte davon gehört hätte, sicher zufrieden gewesen wäre, freilich bis auf den einen bösen Punkt, der auch dann nicht in ihr Programm gepaßt hätte, daß das Paar, das sich kriegen sollte, sich nicht kriegte.

Ja, das Leben ist manchmal ein recht inkorrekturer Schriftsteller. Es läßt die besten Chancen vorbeiziehen, wirrt in totem Übermut die saubersten geordneten Fäden, an denen es seine Gelden tanzen läßt, fraß durcheinander und kümmert sich nicht eine Spur um den Beifall und die Zufriedenheit seines Publikums, — dieses beneidenswerten, souveränen Leben!

Über das Molitor Herrenhaus zog es nach dem großen Sturm, den es in die dortigen Verhältnisse gebracht hatte, still und ereignislos hin. Von all dem, was die Leute da draußen über sie redeten, wußten die drei da drinnen nichts. Bei ihnen war nach dem ersten verzweifeltsten Schmerz ein stiller Frieden eingezogen und ein großes Bemühen, sich gegenseitig Liebes zu erweisen und sich fest aneinander zu schließen. Die beiden Eheleute hatten sich wieder ganz so zusammengefunden wie in den ersten Jahren ihrer Ehe. Alles, was eine Zeitlang zwischen ihnen gestanden, war wesenlos hingeschwunden, Herz schlug wieder an Herz, Hand lag in Hand und reumütig trat Frau Minchen wie einst in die Fußtapfen, die ihr Fritz sicher, ruhig und kräftig zeichnete.

Für ihn war der große Sturm als Segner gekommen, er hatte ihn geschüttelt bis in die Wurzeln hinein, alles Ungefunde und Wirre von ihm abgestreift und von den wahngeblendeten Augen den Staub abgeblasen.

Nun stand er wieder fest und klaräugig da, sah statt eingebildeter Schäden die wirklichen und ging mutig daran, diese auszubessern.

Es war viel gut zu machen. Die tolle Wirtschaft des einen letzten Jahres hatte die solide, sparsame Wirtschaft langer Jahre arg geschädigt. Abgesehen von den Summen, die sein Minchen in ihrer blinden Angst den Erpressern geopfert hatte, war durch das verschwenderische Leben, das seit Ludovikas Eintritt in ihr Haus dort Platz gegriffen hatte, viel verbraucht worden und dazu kamen, — jedesmal, wenn er daran dachte, stöhnte Fritz Nidel reuevoll auf — die Summen, die er in seiner sinnlosen Verwirrung und die größeren und schlimmeren, die Eugen in seiner geschäftlichen Unkenntnis und seinem blinden Leichtsinne vergeudet hatte.

Da hieß es dahinter sein und tüchtig arbeiten. Fritz Nidel reckte sich auf. Oho, damit wurde er schon fertig. Erstens konnte Amtmann Rothhans Schwiegerjohn schon einen tüchtigen Puff vertragen, ehe sein Geldbeutel ihn empfindlich merkte, und zweitens war er Manns genug, um Fehler, die er gemacht hatte, auch wieder auszubessern.

Das war alles Kleinigkeit und Spaß, da er mit seinem Minchen wieder Hand in Hand ging. Sie beide und sein Goldfäsan als Dritte im Bunde! Dem Himmel Dank, ihnen war ja noch ein Kind geblieben, ein stolzes, starkes, hoffnungsvolles, dem sie eine schöne und reiche Zukunft bereiten konnten.

Sein Minchen seufzte zwar und bekam feuchte Augen, wenn er davon sprach, und behauptete, daß Tees Herz aus unheilbarer Wunde blute, aber ihm wollte das nicht in den Sinn. Das war wohl nur noch ein Nachklang alter Romanideen bei seiner guten Alten. Die Tee vernarrte sich nicht mir nichts, dir nichts in den ersten niederträchtigen Windhund, der ihr unter die Finger kam. Die hatte ein stolzes, keusches Herz, eins, das sie nicht in den Schmutz warf.

Ja, er entsann sich noch ganz wohl jenes Gesprächs mit seinem Goldfäsan. Wenn sie damals auch noch ein halbes Kind war, aber das richtige Gefühl hatte sie schon damals, und darauf verlieh er sich.

Sie kam ihm jetzt zwar auch manchmal ein bißchen verändert vor, viel ernster und nachdenklicher, gereifter und tiefer blickend, aber das war kein Wunder nach dem, was das arme Kind eben erlebt hatte. So viel Schmutz und Schändlichkeit konnte wohl den hellsten Blick trüben. Aber Jugend hat starken, elastischen Sinn, — wenn der sich auch einmal einen Fuß verstaucht und ein Weilschen hinkt, — lange dauert's nicht, da springt er schon wieder über Socken und Bäume, über die die alten, steifen Beine der langjährigen Sorgen und bösen Erfahrungen nicht mehr hinüberkommen.

Das war Fritz Nidels gesunde Alltagsweisheit und sie bewährte sich am gesunden Sinne seines Kindes. Tee war wirklich eine Zeitlang zerstört und aus allen Fugen gerissen einhergegangen. In dem schreck-

lichen Schluß jenes entsetzlichen Tages, unter dem Eindruck von Eugens Tod war alles andere und Selbstliche, was sie zuerst empfunden hatte, spurlos untergegangen. Ihr eigenes Erleben versank davor, wurde kleinlich und nebensächlich. Sie mußte sich erst mit dem anderen zurechtfinden und es verwinden. Und während sie sich darum mühte, schwand die eigene Enttäuschung unmerklich von selbst hin und eines Tages schaute sie fast verwundert und kopfschüttelnd auf das zurück, was sie zu erleben und zu empfinden gemeint hatte, und was nun nichts war als ein Schatten, der über ihren Weg fiel und für eine kurze Spanne Zeit ihr Denken und Fühlen verdunkelte.

Nun war wieder alles klar und hell in ihrer Seele, bis auf den Grund, und auf diesem Grunde ruhte unversehrt und in goldenem Licht die Liebe zu Rolf, erst jetzt voll erkannt und köstlich aufgeblüht aus dem Zusammenbruch einer kleinen, törichte Mädchen-schwärmerei, eines Kindertraumes, der zerstioben und zerflattern mußte, um einer stolzen, glücklichen Wirklichkeit Raum zu schaffen.

Denn sie glaubte wieder an diese glückliche Wirklichkeit, seit Rolf ihr nach Eugens Tod geschrieben. Es war nur ein den traurigen Verhältnissen angepaßter Brief, aber jedes Wort in ihm sprach von unerschütterlicher Treue und still wartender, hoffender Liebe, und über Fee war seitdem eine heimliche glückselige Zuversicht gekommen, in der sie geduldig die Zeit der Trennung trug, sie mit goldenen Zukunftsträumen durchwob und sich in diesen auch nicht stören ließ, wenn Tante Berta nach wie vor von Rolfs interessantem Berliner Leben und dessen Beziehungen erzählte.

Frau Berta kannte natürlich auch all die Gerüchte, die über jene klassischen Theaterabende umgingen, aber sie wurde nicht sonderlich von ihnen beunruhigt. Sie tagierte die sich daran knüpfenden Vermutungen allerhöchstens auf ein Produkt der blühenden Romanphantasie ihrer alten Freundin, Frau Minchen, mit der sie jetzt wieder ganz in guter, nachbarlicher Freundschaft lebte. Vielleicht auch für eine flüchtige, romantische Abirrung eines jugendlich schwärmerischen Mädchensinnes, die aber ganz ohne Belang gewesen war, wie sie täglich aus Fees klaren Augen und ihrem sich allmählich wieder zu natürlicher Fröhlichkeit emporringenden Wesen erkennen konnte.

Und sie verstand auch Fees wieder ganz in den alten Ton übergehende Zutraulichkeit und Bärtlichkeit richtig aufzufassen. Fee hatte sich zurechtgefunden, war klar in sich geworden und wußte nun, wohin ihr Herz zog. Alles würde gut und nach Wunsch gehen, so wie ihr Junge nur erst wieder glücklich daheim war.

Nur daß er in letzter Zeit so selten und so flüchtig schrieb, beunruhigte sie. Es war da etwas nicht richtig. Er schrieb sonst so pünktlich und ausführlich und jetzt kamen nur selten Karten und in so unsicherer, hastiger Schrift. Wahrhaftig, sie fing an, sich darüber allmählich aufzuregen!

Und dann fand Fee eines Tages Tante Berta in Tränen und Verzweiflung.

Gleich stockte ihr Herzschlag. Rolf! Sie konnte an nichts anderes denken. „Was ist mit Rolf, Tante?“

Die sah sie mit schmerzlichem Blick an, tief und prüfend. Ja, sie liebte ihn, ihr ahnendes Erschrecken, ihre angstvolle Frage hatte es klarer bewiesen als alles, was die Tante so lange beobachtet. Aber heute kam keine Freude darüber zum Aufblühen im sorgenschweren Herzen der armen Mutter, darin stand nur die bange Frage: Wird ihre Liebe stark genug sein und aushalten?

„Er kommt in den nächsten Tagen“, sagte sie matt. „Aber er kommt nicht, wie er ging. Wir werden ihm viele Liebe und Geduld entgegenbringen müssen.“

„Tante, um Gotteswillen, — was ist mit ihm?“ Sie hatte Tantes Hände gefaßt und tödliche Angst sah aus ihren Augen.

„Er hat Unglück gehabt“, — Frau Bertas Tränen flossen unaufhaltsam. „Bei der Jagd ist er gestolbert.

sein Gewehr losgegangen und die Ladung ihm ins Gesicht. Sein schönes, liebes Gesicht zerfetzt, sein linkes Auge verloren —“

Sie schluchzte verzweifelt auf.

(Schluß folgt.)

Salzburger Montag.

Man schreibt uns aus Wien: Salzburg ist eine Stadt der Lebensfreude. Sie ist ganz erfüllt von südlich geräumigen Plätzen, voll Sonne und Licht, von Musik, schöner Baukunst und Brauhäusern. Eine Straße der Stadt heißt Vierjoblgasse! Man könnte glauben, daß sie der Krieg härter als andere Städte Österreichs angefaßt hat. Denn Salzburg war „die“ Fremdenstadt, mittewegs zwischen dem österreichischen Salzkammergut und dem bayerischen Hochland, eine Station auf der Reise in die Schweiz, der stilgemäße Vorwurf zu den Schönheiten des alten Italien, von dem das neue der d'Annunzio, Marinetti, Sonnino und Bissolati nichts wissen will. Bettina, das Kind, schwärmte in einem Brief an den großen Entdecker Italiens von Salzburgs heiterer Pracht. Im Jahre 1808 schrieb sie an Goethe: „Wie kann ich Dir nur von diesem Reichtum erzählen, der sich vor uns ausbreitet, wo sich der Vorhang allmählich vor Gottes Herrlichkeit teilt.“ Aber es ist der einzigartige Reiz dieser italienisch gebauten, südlich heiteren Stadt, daß sie doch bis in ihren letzten Winkel deutsch und von ernsten, schwergenagelten Menschen bewohnt ist, die mit griffigen Fingern das Leben anfassen. Darum trägt Salzburg, die Stadt der Fremden, des Reisefluges, der Vergnügenstänbeleien, den Kriegsernst leichter, als man denkt. Jawohl, alle diese Provinz- und Landeshauptstädte, die ich in den letzten Tagen sah: Graz, Linz, Wels, Salzburg, halten durch! Ihr Besuch bekräftigt unsere Zuversicht. Aus dem harten Almboden unserer Alpenländer wächst die Kraft unseres Sieges!

In wielem sind diese Städte, deren größte — Graz — 160 000 Einwohner hat, und deren kleinste nicht mehr als 26 000 zählt, weit besser daran als die Zweimillionenstadt Wien. Salzburg ist aber vor allem sehenswert, aber nicht wegen des weißen Doms mit den ragenden Renaissance-türmen, der St. Peter-Friedhofsgotik und des gelben Rokoko-schlüssels in Hellbrunn — ach! Es sind andere Sehenswürdigkeiten, auf die unser Blick jetzt eingestellt ist: Salzburg ist sehenswert und ein Vorbild für alle Vorkehrungen der Kriegsfürsorge, der Armenunterstützung, der Lebensmittelbeschaffung und der Feldbestellung, die mit reicher Frucht die Arbeit gelohnt hat. Geschafft wird an allen Ecken und Enden. Man sieht neue Wegeanlagen, Drainierungen versumpften Gebiets, ja, sogar zu einer Übermalung der arg verwitterten Pferdefresken des Brunnens am Mönchsberg fand man Zeit.

Die Salzburger haben freilich eine Menge Hilfsarbeitskräfte bekommen. Man sieht sie in den Werkstätten, in den Bauernhöfen, auf den Feldern ringsum: hohe, starke Männer in erdbräunen Blusen, in Nöhrenstiefeln, mit Tellermühen, Schirmkappen oder turbanhohen Pelzhäuben auf dem Kopf. Es sind gefangene Russen, die hier in Salzburg in großer Zahl an zwerddienlicher Arbeit beschäftigt sind. Eine Stunde von der Stadt, halbwegs zwischen Salzburg und Berchtesgaden, in St. Leonhard und Gröbding liegen auch die Dienstvermittlungstellen: die Gefangenenlager, die modernsten, jedenfalls die neuesten Stadtgründungen dieser Zeit, die Häuser aus Pappe und Beton, lange, schnurgeradeaus gerichtete Straßen, die (wie die amerikanischen Straßen), weil sie keine Geschichte haben, auch keine Namen haben, sondern nur Nummern. . .

Aus den Gefangenenlagern in Leonhard und Gröbding beziehen die Salzburger ihre Arbeitskräfte. Dank einer klugen Organisation stockt nirgends die Wirtschaft. Noch gibt es hier Fleisch und Eier und Gemüse in Hülle. Die Schüsseln, die sie einem hier vorsetzen, kann ein kriegsgewohnter Wagen kaum mehr vertilgen. Das Wichtigste aber ist dies: die Preise, die man für ein traumhaft reichliches Maß bezahlt, sind in diesen Provinzstädten vom Frieden nicht sehr entfernt. In Salzburg kostet das Pfund Rindfleisch 2 Kronen, 1 Ei 20 Heller, die Milch 32 Heller der Liter. . . Auch im Krieg blieb Salzburg ein Paradies dank seiner Tätigkeit.

H. W.

Aus der Kriegszeit.

Die Frauenmoral in der französischen Heeresleitung. Anlässlich der wieder verschärften Bestimmungen über die Besuche von Familienangehörigen der französischen Soldaten im offiziellen Truppengebiet berichtet „L'Oeuvre“ über die merkwürdige Moral, deren sich die zuständigen Behörden gegenüber den Besuchen von Kriegerfrauen befleißigen. Das Blatt stellt nämlich fest, daß die Schärfe der Verordnungen sich erstaunlicherweise nur gegen die legitimen Ehefrauen richten, während den illegitimen Frauen mit größtem Entgegenkommen zahlreiche Erleichterungen gestattet werden. Zum Beleg sind drei kleine, völlig auf Wahrheit beruhende Geschichten wiedergegeben. Ein Offizier, der hinter einem Ruhelager auf und ab ging, um mit Argusaugen darauf zu achten, ob Frauen sich mit Besuchserlaubnissen näherten, erblickte einen Soldaten in Begleitung eines weiblichen Wesens. Mit strenger Stimme rief er den Missetäter herbei, um ihn schreiend zu fragen, wer diese Frau sei. „Es ist eine Freundin“, erwiderte der Soldat, „ich habe sie erst vor kurzer Zeit kennen gelernt.“ „Gut“, sagte der grimmige Offizier besänftigend, „der Durchlaß ist gestattet.“ Eine andere Szene: „Sag mal, mein Sohn, wer ist diese Frau, die dich begleitet?“ „Es ist meine Gattin, die Mutter meiner Kinder.“ „So? Was muß ich hören? Du wirst sie augenblicklich zurücksenden, und dann marschierst du auf acht Tage in Arrest. Hast du denn nicht die Verordnungen gelesen? Ehefrauen sind im Kriege überflüssig!“ Schließlich wird noch von einer Dame berichtet, die an die Front reiste, um ihren Mann zu sehen. Sie begegnete einem gutmütigen Feldgendarm, der ihre Papiere untersuchte und in Ordnung befand. Dann aber, als sie die Hand nach den Papieren ausstreckte, erbllickte der Gendarm ihren Ehe-ring und rief sofort aus: „Wollen Sie augenblicklich den Ring ausziehen, Sie Unglücksfelle! Sonst wird es Ihnen niemals gelingen, durch die Sperre zu kommen! . . .“

Der Neffe des Papstes — „unbekannt“. Der Neffe des Papstes, Giuseppe della Chiesa, ging bereits in den ersten Tagen des italienischen Krieges in das Alpengebiet hinaus, und da er bisher nur einen einzigen kurzen Urlaub hatte, wollte der Papst sich mit ihm wenigstens brieflich verständigen. In der, wie sich nachträglich herausstellte, irrigen Meinung, daß der Name seines Neffen wohl bekannt genug wäre, adressierte der Papst, der sich nicht auf die Geheimnisse der Feldpost verstand, ganz einfach: „Herrn Giuseppe della Chiesa, Unterleutnant der Artillerie.“ Nun begann das päpstliche Handschreiben eine Zirkelfahrt von Stadt zu Stadt bis an die Grenze, um dann nach einem halben Jahre an den Papst zurückgesandt zu werden mit dem nichts weniger als ehrfurchtsvollen kurzen Vermerk: „Adressat unbekannt.“ Es dürfte dies wohl der erste Fall sein, daß ein päpstliches Schreiben auf diese Weise ungeöffnet zum Heiligen Stuhl zurückkehrte.

Das wasserarme Montenegro. Es ist bekannt, daß der westliche Teil Montenegros, wie die Herzegowina, außerordentlich wasserarm ist. Es hat dies seine Ursache darin, daß das felsige Gebirge ganz verkarstet ist, und daß die sich durch Niederschläge bildenden Gewässer in Rinne, Höhlen und Kanälen verschwinden, die in der wilden Zerküstung des Gebirges sehr häufig gar nicht sichtbar, meistens aber in ihrem vielgewundenen Lauf auch nicht zu verfolgen sind. Man nahm von jeher an, daß alle diese Wässer, deren Sammlung für die Fruchtbarkeit des Landes und für Menschen und Vieh so überaus wichtig wäre, was sich aber bisher als gänzlich unmöglich erwies, ihren unterirdischen Ausgang nach dem Adriatischen Meer nehmen, und die Forschungen, welche von Zeit zu Zeit darüber angestellt wurden, bestätigten auch diese Annahme, ohne daß aber an den bestehenden Verhältnissen dadurch etwas geändert werden konnte. Man mußte sich nach wie vor damit begnügen, Wasser in Zisternen aufzufangen, die aber das Wasserbedürfnis stets nur in notdürftigster Weise befriedigen konnten. Jetzt ist man nun in dem von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzten Montenegro auf Anordnung der A. und K. Militärverwaltung dazu geschritten, in den wasserärmsten Gegenden die dort vorhandenen Höhlen zu durchforschen, um sich über die Ableitung des Wassers in denselben näher zu unterrichten. Eine große Anzahl Höhlen in dem Gebiet von Njegusch ist bereits durchforscht worden, und hierbei hat man, so schreibt uns ein Mitarbeiter, eine

Schachthöhle entdeckt, die es gestattete, allerdings unter sehr schweren Umständen aller Art, bis zu 340 Meter Höhe unter das Einsiegniveau vorzudringen. Man konnte hierbei feststellen, wie die Entwässerung des Gebiets erfolgt. Zusehends sammelt sich das atmosphärische Wasser zu einem immer stärkeren Gerinne, das in Kaskaden über die zahlreichen, oft bis 40 Meter und darüber tiefen Steilwände hinabstürzt. Auf dem tiefsten erreichten Punkt wurde ein 9 Meter breiter und 8 Meter tiefer See mit einer Temperatur von Minus 9 Grad Celsius festgestellt. Dahinter lag, unter einem unter dem Wasserspiegel befindlichen Felssturz ein zweiter, wassererfüllter Raum, dessen Inhalt trotz des Zustusses, der nach sechs regenlosen Wochen noch über ein Sekundenliter betrug, in unbeweglicher Ruhe verharrte. Jedenfalls hat von diesem Raum aus das Wasser einen weiteren Abzugskanal. Es will nun eine Maschinenfirma eine Pumpanlage bauen, um aus dem gefundenen unterirdischen See das Wasser in die Höhe zu leiten. Der Plan ist bereits fix und fertig ausgearbeitet, und der Kostenanschlag weist eine überraschend niedrige Summe auf. Man wird also demnächst den ersten praktischen Versuch mit der Hebung der im Karstgebirge vorhandenen unterirdischen Wassergewinne machen. In dem vorliegenden Fall ist mit einem selbst in der trockensten Jahreszeit sicher zu erwartenden Tagesquantum von über 40 Kubikmeter zu rechnen, womit die ganze Njeguscher Gegend bald ein ganz anderes Aussehen erhalten wird. Gegenwärtig ist man in dem Bedenken von Cetinje daran, die dort befindlichen Höhlen in ähnlicher Weise zu durchforschen, wobei bestimmt auf ähnliche günstige Ergebnisse zu rechnen sein wird wie in dem Gebiet von Njegusch. (Zens. Wln.)

Das verkaufte Dänisch-Westindien. Der Ankauf der dänischen Besitzungen im Westindischen Meer durch die Vereinigten Staaten erinnert an die phantastischen Kolonialpläne des Präsidenten Lincoln, der die Monroe-Doktrin „Amerika den Amerikanern“ auf richtige Draufgängerart dadurch lösen wollte, daß er alle fremden Kolonien ihren Besitzern abkaufte —, was sich freilich bald als unausführbare Utopie erweisen mußte. Bei dem jetzigen Ankauf handelt es sich bekanntlich um die kleinen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. John, die als bedeutende Zuckerröhrenproduzenten einen hohen wirtschaftlichen Wert besitzen. Der Plantagenbau könnte noch viel intensiver sein, wenn zuverlässige Arbeitskräfte vorhanden wären. Aber der „freie“ Neger ist ein äußerst unsicheres Element, das ständig zu Revolten neigt und bei irgend einem heimtückischen Wöhenfeste, des süßen Zuckerröhrenweines voll, einfach die Plantage niederbrennt, wie es oft genug vorkommt. So bilden sich Räuberbanden, die in den gebirgigen Teilen der vulkanischen Eilande haufen und der Schrecken der wenigen weißen Besitzer sind. Eine noch größere Kalamität aber bilden die Schlangen, denen bei der Zuckerröhrenzucht zahllose Arbeiter zum Opfer fallen. Es ist die äußerst giftige Ranzenschlange, deren Vorkommen nur auf diese Inseln beschränkt ist, wo sie trotz aller Mühen nicht auszurotten ist. Man hat aus Afrika den „Sekretär“ oder Schlangentöter eingeführt, einen kranchartigen Vogel, der mit Leidenschaft jede Schlange tötet — es nützte ebenso wenig wie der Import von Mungos aus Indien, wieselartigen Tieren, die als gefeit gegen Schlangengift gelten und erpicht auf die Schlangenzucht sind als der schärfste Rattenpöcher auf die Rattenzucht. Die Mungos fraßen zuerst die Eier der Sekretäre auf, so daß diese allmählich ausstarben, vermehrten sich ungeheuer und wurden die lästigsten Räuber in Haus und Hof, so daß man richtig aus dem Regen in die Traufe gekommen war. Ehe diese furchtbare Landplage nicht beseitigt ist, bleibt eine volle Ausnutzung des unendlich fruchtbaren Bodens unmöglich. Geschichtlich sind die Inseln interessant als einstige Schlupfwinkel der „Vulkaniere“, jener organisierten Seeräubergesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts, die wie eine richtige kriegsführende Macht oft genug in die Kämpfe der Engländer, Franzosen und Spanier eingriffen. Einer dieser „roten Freibeuter“ brachte es sogar zum englischen Baronet. Das war der Vulkanier Sir Henry Morgan, der 1740 in hohen Ehren auf seinem Landsitz Longworth in Schottland starb. Er soll ein illegitimer Sohn der Howards, der Herzöge von Norfolk, gewesen sein, und seine Lebenserinnerungen bilden ein Buch spannendster Seeromanik aus jener wilden Zeit. Heute werden wohl bald gewaltige Forts mit Riesengeschützen auf den Inseln von dem Ausbruch einer neuen Weltensünde für Mittel-Amerika reden. (Zens. Wln.)

Schach

Alle die Schachbegeisternden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

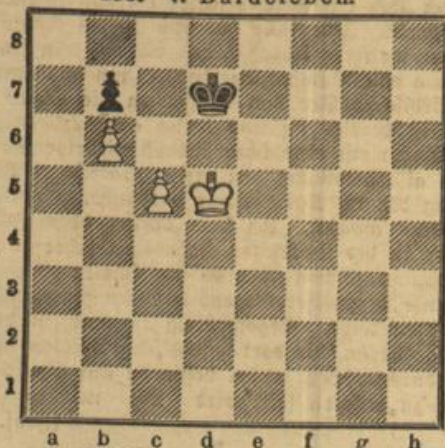
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 17. September 1916.

Aufgaben.

483. v. Bardeleben.



Weiß am Zuge gewinnt.

Die Schwierigkeit bei diesem Endspiel, das wir dem Buch „Das Bauernspiel im Schach“ von C. v. Bardeleben entnehmen, liegt in der Vermeidung des Patts.

484. B. Prikryl.

Weiß: Ka6, Dh8, Td6, e1, Lb8, g8, Sg1, h6, Bd3, f3. Schwarz: Ke5, De2, Tg7, g5, Sd2, g3, Bb3, f7, f4, h5. Matt in 2 Zügen.

Partie 180. (Abgel. Königsgambit.)

Weiß: Spielmann. Schwarz: Dr. Tartakower.

- | | | | |
|--------------------------|----------------------|------------|---------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 21. Tb1—b3 | Tb7×b3 |
| 2. f2—f4 | Lf8—c5 | 22. a2—b3 | Te8—b8 |
| 3. Sg1—f3 | d7—d6 | 23. Sf3—d4 | Da5—b4 |
| 4. Lf1—c4 | Sb8—c6 | 24. Da3×b4 | Tb8×b4 |
| 5. d2—d3 | Sg8—f6 | 25. Tf1—b1 | c6—c5 ¹⁾ |
| 6. Sb1—c3 | Lc8—e6 | 26. Sd4—c6 | Tb4×b7 |
| 7. Lc4—b5 | a7—a6 | 27. Kgl—f2 | Kg8—f8 |
| 8. Lb5×c6+ | b7×c6 | 28. Kf2—e3 | Kf8—e8 |
| 9. Dd1—e2 | 0—0 ¹⁾ | 29. Ke3—d2 | f7—f6 |
| 10. f4×e5 | d6×e5 | 30. Kd2—c3 | h7—h5 |
| 11. Sf3×e5 | Tf8—e8 | 31. Tb1—e1 | g7—g5 |
| 12. Lc1—e3 ²⁾ | Dd8—d6 | 32. Te1—f1 | h5—h4 |
| 13. Se5—f3 | Lc5×e3 | 33. Tf1—e1 | h4—h3 |
| 14. De2×e3 | Dd6—b4 | 34. g2—g3 | Le6—g4 |
| 15. 0—0 | Db4×b2 | 35. e4—e5 | Lg4—f3 |
| 16. De3—c5 | Db2—b6 ³⁾ | 36. e5×f6+ | Ke8—f8 |
| 17. Sc3—a4 | Db6—b5 | 37. Sc6—d8 | g5—g4 |
| 18. Dc5—a3 | Db5—a5 | 38. f6—f7 | Sd7—f6 |
| 19. c2—c4 ⁴⁾ | Ta8—b8 | 39. Sa4×c5 | aufgegeben. |
| 20. Tal—b1 | Sf6—d7 | | |

¹⁾ Durch Le6—g4 ließe sich der Verlust des Bauern e5 verhindern. — ²⁾ Weiß darf sich auf Se5×c6 nicht einlassen, denn er würde sich dadurch einen kaum abzuwehrenden Angriff zuziehen: 12. Se×c6 Dd8—d6 13. Sc6—a5 Le6—g4 usw. Der Textzug führt zum Verlust des b-Bauern. Es liegt aber dem Weißen daran, durch die Rochade seinen König schnell in Sicherheit zu bringen. — ³⁾ Auf Db2×c2 geht durch Tf1—d1 (droht Td2) die Dame verloren. — ⁴⁾ Um Da3—b3 spielen zu können, falls Schwarz Sf6—d7—b6 spielen sollte. — ⁵⁾ Besser war Sd7—e5. Nach dem Textzuge wird das Spiel des Schwarzen bald unhaltbar. (Tägl. Rundsch.)

Auflösungen.

Nr. 480 (3 Züge). 1. Db4, Ke8 2. Se5; 1. . . ., 2. Df8 (8). Richtig gelöst von: F. S., Dr. M., J. St., Paul R., K. L., A. DL, Wdw. und V. Z. in Wiesbaden, sowie von K. Schwartz zu Fulda.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Silbenversteckrätsel.

Bergführer, Herodes, Robert, Führung, Devon, Student, Strauch, Orkan.

Es ist die Bezeichnung eines wichtigen Ereignisses auf dem Balkan-Kriegsschauplatz zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Dreißilbig.

Du findest die Erste in großer Zahl
Auf blumigen Weiden, im engen Stall;
Am Himmelsgewölbe, ganz zart und schön,
Sieht Jeder sie friedlich vorübergehn.
Die Letzten, an Farbe dem Golde fast gleich,
Gehören doch sicher ins Pflanzenreich.
Gesegnet vom Himmel für Mühe und Plagen,
Beladet mit ihnen der Bauer den Wagen
Und führet gebunden der Scheune sie zu.
Dort bleiben sie aber nicht lange in Ruh;
Sie werden auf ebenen Boden getragen
Und ohne Erbarmen gar grausam geschlagen.
Das Ganze kannst du auf Feldern und Wiesen
Als heilendes Mittel dir selber erkiesen.

Rätsel.

Erkauft werd' ich sehr oft durch vieles Menschenblut
Nach schwerem Streit und jammervollem Kriege;
Doch umgekehrt — bin ich ein unbedeutend Gut
Und nicht mehr wert als eine Ziege.

Ergänzungsrätsel.

- au — Verbrechen.
- h — Nachtvogel.
- ar — Geldsorte.
- r — Abschnitt.
- ar — Schimpfwort.
- r — Volksbezeichnung.
- rs — Umstandswort.
- o — Zustand.

Statt jedes Striches ist ein passender Buchstabe zu setzen, sodaß Wörter von der beigefügten Bedeutung entstehen. Die Anfangsbuchstaben benennen ein feindliches Land, die Endbuchstaben dessen Hauptstadt.

Von der Front.

Er hat sich uns wenig freundlich gezeigt,
Nun, da sein Besuch sich zu Ende neigt,
Verlor er den Fuß. — Heil Jetzt bin ich dran
Und steh' im Kampfe meinen Mann.
Seit Kriegslärm über die Erde gebeht,
Ward solche Schlacht noch nie erlebt.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 433.

Bilderrätsel: Wer die besten Kanonen hat, hat immer auch das beste Recht. — Rätselanekdote: (1) Geld herbei. — Schleierätsel: Kanada, Indien. — Rätsel: Das Eis. — Rätselanekdote: (2) Gefunden hat er in einem Gerippe ein Nest mit sieben jungen Vögeln; der Eine, der frei wurde, ist der Verurteilte, dessen Rätsel man nicht lösen konnte.

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



16. Jahrgang 1916.

Nr. 13.

Der grüne Degenknopf.

Von Marcello Rogge.

(Nachdruck verboten.)

„Das ist meine sogenannte „Schreckenskammer“,“ erwiderte Baron Falkewitz lächelnd auf meinen fragenden Blick, mit dem ich einen nicht allzu großen Mahagonischrank streifte, hinter dessen geschliffenen Scheiben mein Auge einige seltsame Gegenstände fesselten. Ich hatte während des kurzen Rundganges durch das schloßähnliche, ausgestattete Herrenhaus meines lebenswürdigen Gastgebers schon viele kuriose Dinge bewundern können, so daß mich die lakonische Erklärung des Barons nicht übermäßig überraschte.

„Wir haben ja noch ein wenig Zeit, bis die Baronin zum Frühstück herunterkommt“, fuhr Falkewitz fort, „Sie können ihr dann immer noch zeitig genug Ihre Reverenz erweisen, lieber Freund. Wir leben hier auf dem Land eben ganz „chacun à son gout“. Hier, eine Zigarre oder Zigarette gefällig? — Bitte, bedienen Sie sich, als wären Sie im eigenen Hause. Vor Ihrer Weltreise haben Sie, mein Lieber, mir, der ich damals noch „obdachlos“ Junggeselle war, so oft freundliche Gastfreundschaft erwiesen, daß ich in dieser Hinsicht noch viel gutzumachen habe. Eisa wird sich sehr freuen, Sie nun auch kennen zu lernen. Doch — wenn es Sie interessiert, — zeige ich Ihnen inzwischen die Schätze meiner Schreckenskammer!“

Während ich mir eine leichte Kuba in Brand setzte und in einem der zahlreichen bequemen Klüffelsessel behaglich Platz nahm, öffnete der Baron die Vitrine und kramte allerlei seltsames Zeug daraus hervor. Da waren merkwürdig geformte Ringe mit geheimnisvoll verschnörkelten Inschriften und geheimen Behältern, die einst vermutlich zur Aufnahme von Gift bestimmt waren. Auch ein feingliederiges Kettenchen fesselte meine Aufmerksamkeit, als Falkewitz mir erzählte, daß die schöne, blutjunge Marquise St. Larcay sich einst zur Zeit der Schreckensherrschaft im unterirdischen Gefängnis des Temple den schwanenweißen Hals damit zusammengeknüpft habe, um dem schimpflichen Ende auf der Guillotine zu entgehen. Dicht daneben lag friedlich eine Locke des schrecklichen Robespierre und mehrere andere hübsche Erinnerungen aus jenen furchtbaren Tagen, — und zu jedem dieser eigenartigen Gegenstände wußte der Baron eine interessante Erklärung zu geben.

„Meine Mutter stammte aus dem alten Geschlechte der Montmancy, das in der Bretagne begütert war. Von ihr übernahm ich die meisten dieser netten Säckelchen. Manches habe ich dann im Laufe der Jahre noch hinzuerworben, — so diesen prächtigen Degenknopf.“ Falkewitz reichte mir einen schön ziselierten und fein ge-

formten Degenknopf, dessen hervorragendster Schmuck fraglos der verhältnismäßig große Knopf war. Ich vermochte kaum einen Ausruf der Überraschung zu unterdrücken, so fesselte mich dieses wunderbare Gebilde, das den edlen Eiten des in mattem Bronzeton schimmernden Korbes einen kostbaren und geschmackvollen Abschluß gab. Der Degenknopf bestand aus einem einzigen, in einen Goldreif gefaßten Chrysopras von heller, apfelgrüner Färbung. Doch dies allein wäre nicht von so eigenartiger Wirkung gewesen. Was mich besonders entzückte, war ein wundervoll ausgeführtes, liebliches Frauenbildnis, das sich mit seinen zarten Farben von dem leuchtendgrünen Ton des edlen Steines in höchst lebendig wirkenden Farben abhob. Der Künstler hatte gut verstanden, dieses feine Frauenantlitz in die runde Form des Steines derart zu bannen, daß eigentlich nur die zarten, feingezogenen Konturen der Wange, zwei tiefdunkle, prachtvoll belebte Augen, die feine Nase, deren zierliche Nüstern wie in verhaltener Sehnsucht leise zu zittern schienen, und die ein wenig geöffneten Lippen, die in seltsamem Wechselspiel bald lieblich zu lächeln, bald höhnisch grausam zu locken vermochten, zu sehen waren. Nachtdunkles Haar schloß die elfenweiße Stirn ab und schien unter dem goldenen Reif, der den Stein umschlang, gleichsam hervorzusquellen. Unwillkürlich fuhr mir die Erinnerung an eine Ähnlichkeit durch den Kopf. Wo hatte ich schon einmal dieses eigenartige Antlitz gesehen? Ich mußte mich plötzlich umwenden und dorthin schauen, wo über dem Schreibtisch des Hausherrn in lebensfrischen Pastellfarben ausgeführt das Bild seiner jungen Gattin hing.

Falkewitz bemerkte es lächelnd. „Auch Ihnen scheint das Bild meiner Frau mit dem Antlitz auf dem Degenknopf ähnlich! — Das war auch damals mein erster Gedanke, als ich den Korb auf unserer Hochzeitsreise in irgendeinem versteckten Winkel bei einem ganz unbekannten Händler aufstöberte. Eisa selbst will allerdings nichts davon wissen. So sind ja Frauen. Vielleicht ist sie gar ein wenig eifersüchtig darauf, daß jene Frau im alten Florenz mit ihrer Schönheit den Künstler begeistert haben mochte. Sie liebt überhaupt nicht die Sammlung in meiner Schreckenskammer. Wer kann Frauengedanken ergründen...“

Wohl mir, um etwas zu sagen, noch immer in den Anblick des seltsamen Frauenbildnisses vertieft, fragte ich, warum dieses eigenartig schöne Kunstwerk dem feinen Platz gerade hier in dieser Vitrine habe.

„Das können Sie schnell erfahren“, gab der Baron zurück, als habe er nur auf diese Frage gewartet. „Das Stück stammt, wie ja unschwer aus der ganzen Technik der Ausführung zu erkennen ist, aus der besten Zeit

des Cinquecento. Zur Zeit der Borgia, Desini und Colonna pflegt man an den Höfen jener Tyrannen außer den sichtbaren Waffen für gewisse Fälle einige versteckte, hin und wieder recht nützliche Instrumente bei sich zu führen. Im ritterlichen Degen des Kavaliers aus jenen Tagen, der vielleicht ein Vertrauter oder wahr-scheinlicher noch ein Gegner jenes blutgierigen Raub-tieres Cesare gewesen sein mochte, ist nun auch so eine geheime Waffe verborgen. Hinter dem verführerischen Lächeln des schönen Weibes birgt sich, wie damals wohl nur zu oft, der blasse, hinterlistige Tod. — Sehen Sie hier!“

Kalkewitz drehte ein wenig den schmalen Goldring unter dem Stein. Er gab nach, bewegte sich leicht, und nach einigen Umdrehungen ließ sich der Knopf mühelos abnehmen. Der Baron hob ihn vorsichtig ab und wandte ihn um. Eine haarfeine, einige Zoll lange Nadel bligte mir entgegen.

„Eine gefährliche, kleine Waffe, mein Freund“, meinte der Baron mit ernster Stimme, „trotz ihrer Feinheit ist die Nadel, wie ich bald gefunden hatte, im Innern hohl. An ihrer Wurzel befindet sich eine winzige Kapsel, die mit Gift gefüllt ist. Beim geringsten Druck auf die Spitze der Nadel entleert sich dies dank einer sinnreichen Konstruktion, wie der Inhalt der Giftdrüse einer Schlange. Kaum ein Tröpflein Blut wird der Wunde, die diese Nadel rißt, entströmen. Sehen Sie nun, warum das schöne Frauenbild in meine Schreckenskammer gehört?“

Ich nicke betroffen.

„Abgesehen“, fuhr der Hausherr fort, „ihr einstiger Besitzer scheint sie nicht benutzt zu haben, denn man sollte annehmen, daß die winzige Spitze bei einem nur ein wenig heftig geführten Stoß abbrechen müßte. Auch befindet sich — und das ist gerade das Seltsamste daran — in der kleinen Kapsel noch ein Quantum eines weißlichen Pulvers, wie ich bei einer genauen Untersuchung feststellen konnte. Wir wollen das unheimliche Ding nun lieber wieder in sein sicheres Versteck zurücksenken.“

Behutsam schraubte der Baron den Knopf wieder auf den Bronzekorb, und ich muß gestehen, daß ich nunmehr auch mit größerer Aufmerksamkeit kaum das Vorhandensein einer so kleinen und doch furchtbaren Waffe hätte entdecken können. „Ich habe das Geheimnis auch nur zufällig beim Reinigen gefunden“, sagte Kalkewitz und legte das Kunstwerk wieder auf seinen Platz, denn der Diener öffnete die Tür, und das leise Rascheln einer Schleppe kündete das Kommen der Dame des Hauses an.

Einige Augenblicke hatte ich mich selbst von der merkwürdigen Ähnlichkeit der Baronin mit dem Frauen-antlitz auf dem grünen Degenknopf überzeugt. Ich war zunächst geradezu frappiert. Später konnte ich mir dieses seltsame Spiel schon leichter erklären, als ich von meinem freundlichen Gastgeber hörte, daß Baronin Eisa italienischer Abkunft sei, aus dem Hause der Cypriani, eines der ältesten Adelsgeschlechter der Apenninen. Das stolze und doch zuweilen so weiche, fast madonnenhafte Antlitz der jungen schönen Frau, die ihr tiefschwarzes, üppiges Haar in präraffaelitischer Art tief um die weiße Stirn gewunden trug, hatte etwas überaus Fesselndes und Anmutiges und paßte so zu ihrer eleganten, fast herben Erscheinung, daß ich seltsam betroffen war, hin und wieder, wenn sie im Laufe unserer zunächst ein wenig konventionell geführten Unterhaltung die feingeäderten Lider plötzlich langsam für Sekunden hob, unter den langen, seidernen Wimpern zwei eigenartig brennende und leise flimmernde dunkle Augen wie forschend auf mich gerichtet zu sehen. Wie in einer Vision sah ich plötzlich wieder jenes Bild auf dem Degenknopf, und wie dort schienen mir ihre feingezeichneten Lippen einen fast undefinierbaren Zug zarter Keuschheit zu verraten, hinter dem einem schärferen Beobachter sich die sinnliche Gier einer Eukretia doch nur unvollkommen zu verbergen vermochte.

Ich hatte auf meinen Reisen so manches interessante Problem der weiblichen Psyche zu studieren Gelegenheit

gehabt, daß mich nicht diese größte Seltsamkeit im kuriositätenreichen Schlosse des Herrn von Kalkewitz gefesselt hätte. Bald war eine anmutige Plauderei im Gange, und ehe noch das in dem reizenden, nach einer breiten, bänneüberschatteten Terrasse hinausgehenden Gartensalon servierte Frühstück beendet war, war jene angenehme Stimmung erzeugt, die Menschen von Geist und Welt schnell einander näherzubringen vermag.

Wir speisten zu dritt. Ein Gedeck war zwar noch ausgelegt, doch wurde es nicht benutzt, da der dritte Gast des Hauses einer Jagdeinladung gefolgt war und seine angesagte Rückkehr verzögert haben mochte. Von der Baronin erfuhr ich, daß dieser Gast ein weilländiger Verwandter von ihr sei, der auf ihre Veranlassung hin hier deutsche Sitten und Gebräuche lerne, während er ihr behilflich sei, daß sie im „grauen Norden“ nicht die geliebte Muttersprache vergessen möge. Ein liebreizendes Lächeln ließ noch leichter glauben, daß sie die Sprache des göttlichen Dante in heißer Sehnsucht liebte.

„Er ist ein guter Junge, der Giovanni Batista“, warf der Baron ein, „war ein bißchen leichtsinnig. Sie wissen ja, wie so oft die jungen Leute aus reichem Hause. Hat sich schon viel in der Welt herumgetrieben, den schönen Frauen die Köpfe verdreht, die tollsten Pferde geritten, — und jetzt studiert er hier das Wachstum der Runkelrüben oder wie man die Kleie am vorteilhaftesten zum Schweinefutter ausnützt. Scheint ihm aber ganz gut zu bekommen. Seine Mutter, übrigens eine ganz reizende alte Dame, so das echte Bild einer würdigen Marchesa und Aristokratin durch und durch, schrieb erst neulich, wie glücklich sie wäre, daß wir ihren Giovanni so umgewandelt hätten. — Jetzt will er gar nicht mehr fort von hier, nicht wahr, Monalisa?“

Der Baron füllte sich lachend sein Glas und trank der Angeredeten zu. Monalisa lächelte wieder, — wie eben nur eine „Monalisa“ zu lächeln weiß. Ich mußte selbst gestehen, — ich war neugierig auf diesen Giovanni Batista aus dem Hause der Cypriani.

Ich sollte enttäuscht werden. Noch während der Diener Obst reichte, betrat der Erwartete von der Terrasse her den Gartensaal. Er war noch im Reit-dress, zierlich und elegant. Doch sollte sich wirklich Tradition auch dem Äußeren nach in alten Geschlechtern vererben, so konnte ich mir diesen Herrn, dem die sturzhafte englische Sportkleidung alles andere als schmeichelte, nur schwer als berechtigten Nachkommen jenes großen Cypriani denken, der einst im Dienste des furchtbaren Borgia vor Benevent den alten Colonna schlug. Sein hageres, olivensfarbnes Gesicht, dessen kalten deutlich von durch-wachten Nächten am grünen Bakkarattisch oder durch-schwärmten Stunden an den losen Vergnügungsräumen der internationalen Lebewelt von Paris und Rom erzählten, hatten etwas Müdes. Nur seine Augen hatten ein leidenschaftliches Feuer in sich, das aber durch ein häufiges nervöses Blinzeln abgeschwächt wurde. Im übrigen war er natürlich gewandt und in jeder Hinsicht ein geschmeidiger Kavaliere, und vor allem ein ganz leidlicher Kaufmann, der mit mehr Witze als Geist meinen biedereren Gastgeber bald in beste Laune versetzte, als er drastisch den „teutonischen“ Gutsnachbar und dessen ur-wüchsige Gesellschaft, mit der er soeben auf der Hühner-jagd war, karikierte.

Die Baronin hatte sich in ihren Sessel zurückgelehnt, ihre feinen langen Wimpern schatteten die Augen. Sie spielte gelangweilt mit einer sehr schönen Perlenkette, die sie immer wieder durch ihre feinädriigen Hände gleiten ließ. Hin und wieder warf sie ein Wort in italienischer Sprache hinein. Ihre melodische Stimme klang dann sehr zart. Man fühlte, welche Freude es ihr machte, ihre Fragen in den weichtönenden Lauten ihrer Heimat beantwortet zu hören. Auch ihr Gatte versuchte sich zuweilen darin, um sich, wie er sagte, „beliebt zu machen“. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich schärfer denn je jenen eigentümlich grausam höhnischen Zug, der dem Antlitz

der Eukretia eigen war, wie ich unwillkürlich bei mir das dämonisch schöne Weib auf dem grünen Degenknopf genannt hatte.

Ich hatte die feste Absicht, wenigstens den Versuch zu machen, das Rätsel dieser schönen Sphinx zu enthüllen, als mich noch am selben Abend mitten in der angenehmsten Dinerstunde ein Telegramm nach der Hauptstadt zurückrief. Eine für mich wichtige Angelegenheit machte meine Anwesenheit dort unbedingt notwendig. Zwei Stunden später saß ich schon im Abendschnellzug, und während unter mir unermüdlich die Räder über die Stahlbänder der Schienen ratterten und der Zug mit seiner Menschenlast durch die gewitterschwüle Natur raste, versuchte ich ein wenig die Augen zu schließen. Seltsame Bilder türmten sich vor mir auf. Falkewitz, der dem fürsten Kolonna auf dem großen Fresco in den Affizien ähnelte, stürzte mit gezogenem Degen sich auf seinen Todfeind Cypriani. Deutlich sah ich den Degenhieb mit Eukretias schönem Antlitz leuchten. Das Frauenbild gewann Leben, wurde zur Gestalt, — stürzte sich zwischen die Kämpfenden. Colonna stieß in diesem Augenblick zu — und durchbohrte mit der aufblinkenden Klinge sein Weib. Es war die Baronin, — ich erkannte jeden Zug in ihrem verbliebenen Antlitz wieder. Cyprianis abstoßendes Gesicht verzerrte ein höhnisches Lachen. Colonna stürzte sich mit dem schmerzgerissenen Ruf „Eukretia“ über sein totes Weib. — Ich fuhr auf. Zwei Mitreisende schauten mich verwundert an. Ich mußte den Namen der schönen Borgiaschwester selbst gerufen haben. Ich fuhr mir sinnend über die Stirn, um gleich darauf über mich selbst zu lächeln. Gleichgültig sah ich nach der Uhr und begab mich in den Speisewagen. Es war ja purer Unsinn, was ich geträumt hatte.

Die Erledigung meiner Verhandlungen in der Hauptstadt verzögerte sich so, daß es mir nicht mehr möglich war, wie fest versprochen, vor meiner nächsten großen Reise meinen Besuch auf Falkenhagen zu wiederholen. Ich reiste über London, wo ich noch einiges zu ordnen hatte, nach Buenos Aires und ging von dort mit einer naturwissenschaftlichen Expedition, deren Leiter ich mich angeschlossen hatte, tief in das Innere. Als ich gegen Ende des Jahres wieder an der Küste eintraf, war es für mich naturgemäß das erste, im deutschen Klub die Zeitungen der letzten Monate durchzustudieren, um wenigstens nicht ganz als „Wilder“ unter den Zeitgenossen herumzulaufen. In einem etwa einen Monat alten Blatt blieb mein Blick auf dem Namen „Falkewitz“ haften.

„Der Baron Kurt von Falkewitz, Herr auf Falkenhagen, hatte den seit längerer Zeit bei ihm zu Gaste weilenden Signor di Cypriani auf Pistolen unter schweren Bedingungen gefordert. Cypriani erhielt einen nicht lebensgefährlichen Hüftschuß. Die Ursache soll in einer Meinungsverschiedenheit beim Spiel zu suchen sein. Cypriani ist ein weitläufiger Verwandter der als Schönheit bekannten Gemahlin des Barons.“

Ich ließ das Blatt sinken und sah mich im Geiste wieder im kleinen stimmungsvollen Gartensalon. Sah den guten Falkewitz, Eukretia mit dem Madonnengesicht und dem Monalisalächeln, — und Cypriani. — Ein Streit beim Spiel? — Ich faltete sorgfältig das Blatt zusammen. — Ich wußte genug. Armer, guter Falkewitz!

In den ersten Tagen, in denen ich wieder Heimat erde betrat, sollte ich schon wieder an jene Notiz erinnern werden. Ein gemeinschaftlicher Bekannter von Falkewitz und mir erzählte mir zu meiner Bestärkung, daß die schöne Eisa von Falkewitz ganz plötzlich gestorben sei. Auch er wußte selbstverständlich von der Duellaffäre mit dem edlen Cypriani. Kaum eine Woche danach habe man eines Morgens die Baronin in ihrem Schlafgemach tot im Bett aufgefunden. Der Baron, dessen Zimmer im gegenüberliegenden Flügel des Schlosses lag, hatte ihr am Abend vorher noch vorgelesen. Der alte Diener sagte dies aus. Er hatte beim Löschen der Lichter in

der Halle den Herrn aus dem Zimmer der Baronin treten sehen. Der hinzugerufene Arzt konnte trotz genauer Untersuchung die eigentliche Todesursache nicht feststellen. Er nahm plötzlich Herzlähmung an, auf die auch alle Symptome am deutlichsten zu weisen schienen. Falkewitz sollte sich in seinem Schmerz gefaßt gezeigt haben, wie es einem Edelmann zukommt. — Ich muß gestehen, daß mich diese Nachricht tief ergriff. Ich schrie bald darauf dem Baron einige Zeilen des Beileids, auf die ich lange nichts mehr aus Falkenhagen hörte.

Es mochte inzwischen etwa ein Jahr dahingegangen sein. Ich hatte in rastloser Arbeit die Zusammenstellung meiner wissenschaftlich wertvollen Fundobjekte im Innern des Südamerikanischen Kontinents zu einem befriedigenden Abschluß gebracht, als ein Brief aus Falkenhagen eintraf.

Der Baron schrieb darin, er fühle sich so einsam auf seinem Herrensitze. Wenn ich mich freimachen könnte, möchte ich doch auf einige Tage sein Gast sein. Ich hätte sicher auf meiner letzten Reise viel erlebt und gesehen, und meine Berichte würden ihn ein wenig aus seinen Grübeleien erheben. Da ich abkömmlich war, ging eine Zusage ab, und drei Tage später saß ich wieder in dem kleinen schmucken Gartensalon meinem liebenswürdigen Gastgeber gegenüber. Falkewitz war sichtlich alt geworden. Sein Haar hatte einen grauen Schimmer erhalten, sein Blick hatte etwas Anstretendes, und obgleich ich mich redlich bemühte, ihn auf andere Gedanken zu bringen, gelang mir dies doch nur teilweise, da er zeitweilig völlig in sich gekehrt und fast ganz abgestumpft gegen äußere Eindrücke erschien.

Es war ja begreiflich, daß ihn der frühe Tod seiner jugendschönen Gattin tief, sehr tief erschüttert hatte. Ich sah im Vorübergehen ihr Bild über dem Schreibtisch des Barons an dem mir bekannten Ort hängen. Ein dichter schwarzer Sammetvorhang verhüllte es völlig meinen Blicken. Ich vermied es natürlich, noch mehr an seinen Wunden zu rühren, und da er selbst außer einigen belanglosen Worten nie von seiner entschlafenen Frau sprach, umging ich alles, was ihn aufregen könnte. Ich merkte bald, wie dankbar er mir dafür war.

Einige Tage gingen still und versonnen ins Land. Die seltsame, drückende Schwüle, die über dem Hanse Falkenhagen lag, wurde mir auf die Dauer immer unbehaglicher. Ich suchte nach einem Grund, bald wieder abreisen zu können, ohne meinen lieben Bekannten damit zu kränken. Mit dem kindlich störrischen Eigensinn seelisch Kranker suchte mich der Baron immer wieder zurückzuhalten. Und doch sollte ich schneller das eseuum-rante, prächtige Schloß verlassen, als ich wohl selbst geahnt hatte.

Es war ein sehr heißer Sommertag. Schon über Mittag lag der schöngepflegte Garten mit seinen alten Bäumen und anmutigem Rasenparterre ohne ein erquickendes Lüftchen in merkwürdiger Stille vor der breiten sonnenüberflimmerten Sandsteintreppe. Der Duft hunderter Rosen zitterte in betäubenden Wellen durch die unbewegte schwüle Luft.

Ich schlenderte durch die angenehm kühlen und hohen Räume. In der Bibliothek machte ich Halt, um mir ein Buch zu nehmen, damit sich bei einer guten Zigarre und angenehmer Lektüre die endlos sich dahinziehenden Stunden ein wenig verkürzen möchten. Eine tiefschwarze Wolkenwand war langsam, aber tätig hinter den Baumriesen des Parks emporgekrochen, und warf einen gespenstischen, fast schwefelgelben Widerschein in das nicht allzu große Gemach. Ein Gewitter mußte jeden Augenblick zur Entladung kommen. Falkewitz war, wie es trotz seiner seelischen Bedrückung nach wie vor seine Gewohnheit war, zu Pferde gestiegen, um seinen alltäglichen Inspektionsritt über die ausgedehnten Vorwerke seines Gutes auszuführen. Mochten es nun die Anstrengungen der kürzlich beendeten wissenschaftlichen Arbeit, oder auch die Nachwirkungen eines noch nicht allzu

lange überstandenen Tropenfiebers sein, — ich war etwas abgespannt und hatte abgelehnt, an dem Ritt teilzunehmen. So war ich nun auf einige Stunden allein.

Die Schwüle des gewitterschweren Nachmittags war so ganz dazu angetan, merkwürdigen Gedanken nachzugehen, und unwillkürlich ließ ich noch einmal alles vorüberziehen, was ich damals beobachtet zu haben glaubte, als ich zum erstenmal Gast in diesen Räumen war. Ich wollte noch einmal das Bild jener schönen Frau betrachten, die mir damals als ein seltsames und doch so interessantes Rätsel erschienen war. Ich trat an die Wand und lüftete ein wenig den neidischen Vorhang. Ich hob ihn noch höher, — ein leerer Rahmen starrte mich wie höhnisch an. Ich fuhr unwillkürlich zusammen. Ein greller Blitz leitete gerade in diesem Augenblick das Gewitter ein und ließ das Gold der Rahmenleisten jäh aufflammen. Ein gar seltsamer Gedanke durchzuckte eine Sekunde mein Hirn. Der grüne Degenknopf fiel mir plötzlich wieder ein. Ich würde ja dort ihr sprechend ähnliches Abbild wiederfinden. Ich war fast neugierig, ob der Hausherr auch dieses entfernt hatte. — Nein. — Ein Blick überzeugte mich, daß der Degenkorb noch seelenruhig neben den anderen Kuriositäten der Schreckenskammer lag.

Die Vitrine war zwar verschlossen, — doch eigensinnig, wie man ist, wenn man nichts zu tun hat, als die Langeweile zu vertreiben, versuchte ich nicht ohne Erfolg die verglaste Tür des Schränkchens zu öffnen. Das schon etwas altersschwache Holz gab leicht nach, und das Türchen sprang mit einem weinerlich ächzenden Ton gleich darauf auf. Die Gewitterwolken hatten inzwischen den Himmel völlig bezogen, so daß der kleine Schrank mit seinem unheimlichen Inhalt fast gänzlich in tiefem Schatten lag. Ich ergriff den Degenkorb und ging mit ihm an das nahe Fenster. Im fahlgelben Zwielicht konnte ich nun deutlich jenen Stein mit dem wundervollen Frauenbildnis widerschaun. Der prachtvolle grüne Chrysopras leuchtete in diesem seltsamen Halbdunkel, als sei er von Innen heraus magisch erhellt. Er schien sich vor meinen Augen zu entmaterialisieren und ließ das wunderbar seine Antlitz des grausam schönen Weibes fast unwirklich hervortreten. Baronin Eisas Züge standen noch deutlich in meinem Gedächtnis, und wieder mußte ich unwillkürlich darüber staunen, welcher Zufall in dieser Ähnlichkeit des Kunstwerkes eines längst vergessenen Malers aus dem Florenz oder Rom des Cinquecento mit der so schnell Verbliebenen sein seltsames Spiel trieb. Wieder vertiefte ich mich in den Anblick dieses Antlitzes mit den keuschen Madonnenaugen, in denen hin und wieder unverhüllt das Feuer sündhafter Wünsche hervorzublitzen schien. Wieder fesselte mich der eigenartig zartgeschwungene Mund, dessen blaßrote Lippen lockend und grausam zuckten, als suchten sie in jedem Kusse nach einer neuen Füge. Was ich schon lange geahnt hatte, schien mir nun klar zu sein. Das Lächeln dieser Mona Lisa hatte dem Baron die Pistole in die Hand gedrückt. Und während draußen der Donner immer lauter rollte und Blitz auf Blitz aufflammte, kam mir wie von ungefähr ein furchtbarer, — ein gräßlicher Gedanke. — Nein, — es konnte nicht möglich sein. — Langsam, wie von einer seltsamen Macht angetrieben, hatten sich unwillkürlich meine Finger um den Goldring geschlossen, der den grünen Stein einfaßte. — Langsam drehte ich erst wenig — er gab nach — noch einmal und noch einmal herum — und wie damals der Baron, so hob ich jetzt den Knauf vom Degenkorb — und wandte ihn um. Meine Blicke hefteten sich wie gebannt darauf — ich fuhr über meine Stirn — schaute noch einmal hin — dort war die feine Nadel, wie ich sie das erste Mal gesehen hatte — ihre Spitze aber abgebrochen.

Ich starrte noch immer wie hypnotisiert das winzige grausame Instrument in meiner Hand an — ich fühlte, daß ein Schauer über meinen Rücken lief. Ich merkte

plötzlich, daß ich nicht mehr allein im Gemach war. — Die schwere Portiere mit beiden Händen umkrampfend und auseinanderhaltend, stand der Baron in der Tür. In dem fahlen Licht des draußen wütenden Unwetters erschienen seine Züge noch schreckenerregender und verzerrter. Das Haar hing ihm in feuchten Strähnen wirt über die Stirn und seine Augen starrten weitaufgerissen wie die eines Wahnsinnigen auf den Degenknopf in meinen Händen. Ich war im Augenblick nicht fähig, etwas hervorzubringen. Obgleich ich in den Urwäldern der Tropen mancher Situation kalt ins Auge geblickt hatte, schien ich mir selbst unfähig zum Handeln und wie gelähmt. Nur das eine fuhr mir blitzschnell durch den Kopf — hier hatte ich die Lösung für den schnellen, rätselhaften Tod der schönen Schlossherrin gefunden. — Ich war Mitwisser seines Geheimnisses geworden — was würde er nun beginnen.

Ein furchtbarer Donnerschlag entriß mich meinen Sinnen. Blendend grellte es hinter den Bäumen auf. Eine rote Glut lohte jählings zum nachtschwarzen Himmel, daß das dumpfe Gemach in hellem Licht erleuchtete. In den Nebensälen wurden Stimmen laut. Ein Diener rief mehrere Male gellend den Namen des Hausherrn. „Es hat gezündet! — Es brennt! — Die Ställe stehen in Flammen!“ — Klang es nun auch draußen wieder.

Noch ehe ich den Anruf aus dem Fenster zu erwidern vermochte — schlug die Portiere zusammen. — Der Baron war verschwunden. Ich atmete nun doch fast erleichtert auf, fügte den Knopf wieder sorgfältig in den Knauf und legte ihn auf seinen alten Platz.

Als ich einige Minuten später auf der Brandstätte eintraf, war schon alles ein Flammenmeer. Mehrere der schönen unglücklichen Tiere hatte man gerettet. Sie tosten in furchtbarer Angst frei umher und waren nur mit größter Mühe einzufangen.

Mitten in der tollsten Glut sah ich plötzlich Falkewitz. Mit übermenschlichen Anstrengungen versuchte er mit zwei mutigen Knechten in eine der brennenden Stallungen einzudringen, aus der das Schmerzgewieher der armen dem Tode geweihten Tiere drang. Seine Leute wichen vor der Feuerlohe nun doch zurück. — Da plötzlich sah ich den Schlossherrn wild vorstürzen — ein Schrei des Entsetzens gelst im Umkreise auf — das lodernnde Dach wankte — und fiel im nächsten Augenblick mit Krachen über dem Herrn von Falkenhagen zusammen.

Seinen Körper barg man mit vieler Mühe aus den schwelenden Trümmern der einst von ihm so prächtig und vorbildlich angelegten Stallungen. In traurigem Zug trugen sie ihren toten Herrn hinauf zum Schlossgebäude, das wieder im herrlichen Sonnenschein freundlich über die wohlbestellten Äcker und saftigen Wiesen schaute, als hätte es nie ein furchtbares Geheimnis zu bewahren gehabt, das nun seine Sühne gefunden hatte. Tausend Perlen sprühten in den frischgrünen Sträuchern und tropften von den breiten, vollen Zweigen der hochragenden alten Bäume. Ein Regenbogen spannte sich weit über die würzig duftenden Schollen, als ich langsam allein zum Bahnhof schritt. Ich hatte meinen Hut vom Kopf gezogen. Jetzt blieb ich einen Augenblick stehen, atmete tief und reckte meine Glieder, als wäre ich eben aus einem schwülen, düsteren Traum erwacht.

Nicht viel später las ich zufällig in einer hauptstädtischen Zeitung die Ankündigung einer Versteigerung. „Gesamter Nachlaß des jüngst tödlich verunglückten Barons Falkewitz. Kunstwerke und seltene Kuriositäten aus den Sammlungen seines Schlosses Falkenhagen.“

Unter den aufgeführten Gegenständen wurde besonders auf einen sehr wertvollen Degenkorb hingewiesen, der nach Aussagen von Kennern aus der besten Zeit des Cinquecento stammte, und auf dessen, aus einem hellen Chrysopras bestehenden Knopf ein vorzüglich ausführtes Frauenbildnis gemalt wäre.

Am selben Abend noch erhielt ein Agent von mir den Auftrag, das Kunstwerk für mich zu erwerben.

Unbekannte Liebesbriefe der Zarin Katharina d. Gr. und Puschkins.*)

Mitgeteilt von Anastasia Tschebotarewska.

(Nachdruck verboten.)

I.

Kaiserin Katharina d. Gr. an Fürst Potemkin.

15. November 1789.

Mein liebenswürdiger Freund, Fürst Grigory Alexandrowitsch. Nicht umsonst liebe und verehere ich Dich, Du hast meine Wahl und meine Meinung von Dir gerechtfertigt. Ohne Prahlerei hast Du alle Voraussetzungen verwirklicht und die Cäsaren gelehrt, wie man die Türken besiegt. Gott hilft Dir und segnet Dich, Du bist ruhmgelohnt und ich sende Dir einen Lorbeerfranz, den Du verdient hast (aber er ist noch nicht fertig). Jetzt, mein Freund, bitte ich Dich, werde nicht stolz und hochmütig, sondern zeige der Welt die Größe Deiner Seele, die im Glücke ihr Gleichmaß behauptet und im Mißgeschick nicht verzweifelt. Il n'y a pas de douceur mon ami, que je ne voudrais vous dire; vous êtes charmant d'avoir pris Benders sans qu'il en aye coûté un seul homme. (Es gibt keine Süßigkeit, die ich Dir nicht sagen würde; Du bist reizend, daß Du Benders genommen hast, ohne daß es Dich einen einzigen Menschen kostete.)

Dein Eifer und Deine Leistungen würden meine Dankbarkeit vergrößern, wenn sie nicht schon ohnehin den Gipfel erreicht hätte. Ich bete zu Gott, daß er Deine Kräfte stärken möge. Deine Krankheit hat mich sehr beunruhigt, und als ich zwei Wochen ohne Briefe von Dir war, dachte ich, daß Du mit Benders beschäftigt warst oder etwa Friedensverhandlungen eingeleitet hast. Ich sehe jetzt, daß meine Ahnung keine unbegründete war. Du kannst sicher sein, daß ich für die Generale Deines treuen Heeres alles tun werde, was nur möglich ist, ebenso für die Soldaten: ihr Eifer und ihre Tapferkeit haben es verdient. Sobald ich den Erlaß über die Kaiserlichen Belohnungen erhalte, werde ich Dir auch meine Meinung darüber sagen.

Den Plan wegen Polen erwarte ich zur Durchsicht und werde Dir darüber so rasch als tunlich eine entscheidende Antwort geben. Finnland muß einen neuen Befehlshaber bekommen, da man sich auf den jetzigen nicht verlassen kann; nach Neuschlot sah ich mich selbst genötigt, Salz hinzuschicken, denn die Leute waren ohne Salz in der Festung; ich ließ ihnen auch Fleisch geben, da das Fleisch in Wiborg zurückblieb, wo es nutzlos dem Verderben preisgegeben war. Dieser Heerführer kann gar keinen Entschluß fassen, kurz, er eignet sich nicht zur Leitung. Die Generale intrigieren, treiben Kurzweil und tun nichts. Aus alle dem kannst Du ersehen, wie sehr ein Wechsel dort notwendig ist! Den Jüngling, der Dir als Bote diente, habe ich zum Hauptmann befördert und zum Flügeladjutanten für die gute Kunde. Das Kind (Katharinas Favorit Platon Subow) trouve

que vous avez plus d'esprit et que vous êtes plus amusant et plus aimable, que tous ceux qui vous entourent; mais sur ceci gradez nous le secret car il ignore que je sais cela (findet, daß Du mehr Geist hast und daß Du amüsanter und liebenswürdiger bist als alle, die um Dich sind; aber halte das unter uns geheim, denn er weiß nicht, daß ich es weiß); für den freundlichen Empfang, den Du allen bereitet hast, ist man Dir sehr dankbar. Dmitry heiratet die dritte Tochter von Wjasemsky.

Adieu, mein teurer Freund, leb wohl!

Fürst Potemkin an Katharina II.

25. Juni 1790.

Mütterchen, allergnädigste Zarin!

Schon lange erwartete ich einen Brief vom Visir. Jetzt erhalte ich einen und überreiche ihn mit der Kopie meines Sendschreibens.

Lassen Sie mich nicht ohne Nachricht, teures Mütterchen, unter den bedrückenden Verhältnissen. Sollten Sie nicht wissen, wie stark meine Anhänglichkeit ist, mit der sich nichts vergleichen läßt! Wie schmerzlich ist es mir, von allen Seiten ungereimte Dinge zu hören und nicht zu wissen, ob sie wahr sind oder nicht. In dieser Ungewißheit macht die Sorge mich kraftlos: sie nimmt mir den Schlaf und die Nahrung. Alle sehen es mir schon an, wie niedergeschlagen ich bin. So notwendig es auch ist, nach Cherson zu reisen, so kann ich mich doch nicht von der Stelle rühren.

Ist mein Leben Ihnen etwas wert, so sagen Sie mir, wenn Sie wieder einmal schreiben, nur wenigstens, daß Sie gesund sind.

Die Stellung der schwedischen Flotte ist durch Gottes Güte so vorteilhaft für uns, daß so schnell als möglich gehandelt werden muß, ehe irgend ein Zufall und Wetterwechsel eintritt. Im Arsenal befinden sich lange Kanonen, die auf eine weite Distanz treffen. Die See-Mörser im Gewicht von 5 Pud mit Messingplatten schleudern die Bomben vier Werst weit, aber vor allem und am besten ist es, die Hoffnung auf Christus, den Erlöser zu setzen und vorwärts zu gehen.

Sobald die Schwäche vorübergeht, sende ich einen Courier mit einer genauen Beschreibung der feindlichen Stellung. So lange ich lebe, bin ich Ihr getreuester und dankbarster Untertan

Fürst Potemkin von Taurien.

II.

A. S. Puschkin an eine unbekannte Dame.

8. Dezember.

Ich habe garnicht erwartet, Zauberin, daß Sie meiner gedenken würden, und aus der Tiefe meiner Seele danke ich Ihnen dafür. Byron hat einen neuen Reiz für mich gewonnen — alle meine Helden nehmen in meiner Phantasie unvergeßliche Züge an. Sie werde ich in Gülnare und in Keila wiedersehen; das höchste Ideal Byron's konnte nicht so göttlich schön sein. Und so sendet das Schicksal Sie, und immer wieder Sie, um meine Einsamkeit zu versüßen. Sie sind der Trostengel, und ich nichts anderes als ein Undankbarer, wenn ich murre. Sie reisen nach Petersburg; meine Verbannung zieht mich mehr als je dahin. Vielleicht wird der sich vollziehende Wandel mich Ihnen näher bringen. Ich wage nicht zu hoffen. Wollen wir der Hoffnung nicht

* Aus einer Sammlung bisher unveröffentlichter Liebesbriefe berühmter russischer Persönlichkeiten, die Anastasia Tschebotarewska zusammengebracht hat, bieten wir hier einige geschichtlich bedeutsame und menschlich ergreifende „Dokumente des Herzens“. Die große Katharina schreibt an ihren Günstling, den mächtigen Potemkin, der zwar in ihrem Herzen schon längst den Platz an andere, so an Platon Subow, verloren hat, aber an der Spitze ihrer Heere stolzen Kriegertruhm gegen die Pforte erregt. Alexander Sergejewitsch Puschkin, Russlands klassischer Dichtergenius, legt einer Unbekannten in der Blüte seines Byron-Kultus schwärmerisch seine Huldigungen zu Füßen und wirbt dann als gereifter Mann in innigem Bekennen seines tiefen Gefühls um die Braut, die ihm als seine Frau ein kurzes, volles Glück schenken sollte, bevor den Siebenunddreißigjährigen die Kugel eines Duellgegners dahintrafte. Die Schriftstg.

trauen, sie ist gerade so, wie eine hübsche Frau, die mit uns so umgeht, wie mit einem alten Gatten. Und was tut der Ihrige, mein schüchterner Genius? Wissen Sie, so wie ihn, stelle ich mir die Feinde Byron's vor, seine Frau mit eingeschlossen.

P. S. Ich nehme wiederum die Feder, um Ihnen zu sagen, daß ich zu Ihren Füßen liege, daß ich Sie immer liebe, daß ich Sie manchmal hasse, daß ich vorgestern Entsetzliches von Ihnen gesagt habe, daß ich Ihre wunderbaren Händchen küsse, daß ich sie nochmals küsse in der Erwartung von etwas besserem, daß ich länger keine Kraft habe, daß Sie göttlich sind usw.

Sie mißbrauchen meine Ungeduld; Sie finden ein besonderes Vergnügen darin, mich zur Verzweiflung zu bringen. Erst morgen werde ich Sie sehen können — nun es mag sein! Ich kann mich ja allerdings nicht nur mit Ihnen beschäftigen! Obgleich es ein Segen für mich wäre, Sie zu sehen und zu hören, ziehe ich es dennoch vor, Ihnen zu schreiben. Sie besitzen eine Ironie und einen Sarkasmus, durch die der Zorn erweckt und die Hoffnung vernichtet wird. In Ihrer Nähe versagt die Junge, und es steigt ein Gefühl der Erschlaffung auf. Sie sind sicherlich — ein Dämon, d. h. der Geist des Zweifels, der Verneinung, wie er in der Heiligen Schrift erwähnt wird. Neulich äußerten Sie sich mit Härte über meine Vergangenheit: Sie sagten mir, daß ich mir Mühe gegeben hätte, sieben Jahre lang nicht zu glauben. . . Warum? Das Glück erfüllte mich derart, daß ich es nicht erkannte, als es dicht vor mir war. Sprechen Sie um Gotteswillen nicht mehr davon. Es wäre schrecklich, wenn alles bekannt wird. Es ist ein herbes Leid, verbunden mit irgend einer Wollust, ähnlich der Tollheit von . . .

Teure Eleonora, gestatten Sie mir, Sie bei diesem Namen zu nennen, der mich an die feurige, gemeinsame Eeküre erinnert, die mich begeisterte für süße Phantasien und für Ihr eigenes Leben, das so stürmisch und anders ist, als es sein sollte! Teure Eleonora, Sie wissen, daß ich die ganze Stärke Ihres Zaubers erfahren habe und Ihnen damit die größte Süßigkeit der Liebe verdanke. Von alledem blieb bei mir eine Anhänglichkeit zurück — allerdings eine sehr zarte, und ein wenig Angst, die ich nicht bemeistern kann. Wenn Ihr Blick einmal über diese Zeilen streifen wird, so weiß ich, daß Sie denken werden: „Er ist über das Vergangene gekränkt und verdient, daß ich ihn wieder. . .“ nicht wahr? Und dennoch, wüßte ich nicht, um was ich Sie bitten sollte, wenn ich die Feder zur Hand nehmen würde. Ja. . . vielleicht würde ich um Freundschaft bitten! Das wäre eine vulgäre Bitte, wie die eines Bettlers um ein Stückchen Brot. In der Tat aber brauche ich Ihre Neigung. Sie sind noch so schön, wie an jenem Tag, als Ihre Lippen meine Stirn berührten. Ich fühle noch ihre Kühle und unwillkürlich verwandle ich mich in einen Gläubigen. Diese Schönheit kommt wie eine Lawine näher; le monde aura votre âme-restez debout quelque temps encore etc. (Die Welt will Ihre Seele; halten Sie sich noch einige Zeit aufrecht. . .)

Puschkin an seine Braut.

Moskau, März 1830.

Heute — ist es ein Jahr her seit dem Tage, da ich Sie zum ersten Mal erblickte. Es ist der Tag . . . meines Lebens. . .

Je mehr ich nachdenke, desto tiefer wird meine Überzeugung, daß meine Existenz von der Ihrigen nicht getrennt sein kann. Ich bin dazu geschaffen, Sie zu lieben und Ihnen zu folgen, all meine anderen Sorgen — sind nur Torheiten und Verwirrungen. Fern von Ihnen vermag ich den Wunsch nach einem Glück, das ich noch garnicht genossen habe, nicht zu hegen. Früher oder

später werde ich alles aufgeben und Ihnen zu Füßen fallen. Der Gedanke, daß es mir eines Tages vergönnt sein wird, ein Fleckchen Erde mein zu nennen, wo ich in der Nähe Ihres Hauses sein, Sie beobachten und treffen kann, gibt mir neues Leben inmitten der schweren Traurigkeit.

Moskau, Ende August.

Ich reise nach Nyschny, ohne Gewißheit wegen der Hochzeit zu haben. Wenn Ihre Mutter beschlossen hat, unsere Hochzeit zu verhindern und Sie bereit sind, sich ihr zu fügen, so unterschreibe ich alles, selbst wenn sie mir eine solche Szene wie gestern machen und mich mit soviel Beleidigungen überschütten will, als es ihr zu tun beliebt.

Vielleicht hatte sie Recht und ich hatte Unrecht, indem ich dachte, daß ich für das Glück geschaffen sei. Auf alle Fälle sind Sie gänzlich frei; was mich betrifft, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nur Ihnen angehöre und daß ich mich niemals verheiraten werde.

Boldino, den 11. Oktober.

Die Reise nach Moskau ist mir verboten, und so bin ich in Boldino eingesperrt. Ums Himmelswillen, teure Natalia Nikolajewna, schreiben Sie mir, auch wenn Sie nicht Lust haben, zu schreiben. Wo sind Sie? Haben Sie Moskau verlassen? Sind Sie nicht auf einem Wege, der mich zu ihren Füßen führen könnte? Ich habe meinen ganzen Mut verloren, und weiß wirklich nicht mehr, was ich tun soll. Soviel ist mir klar, daß in diesem Jahre (es sei deshalb verflucht) unsere Hochzeit nicht stattfindet. Aber nicht wahr, Sie haben Moskau verlassen! Es wäre unverzeihlich, sich freiwillig der Choleraerfahrung auszusetzen. Ich weiß, daß das Bild ihrer Verwüstung und die Zahl der Opfer stets übertrieben wird; eine junge Dame aus Konstantinopel sagte mir einst, daß nur „la canaille“ an der Cholera stirbt — das wäre ja ganz schön und vortrefflich, aber immerhin erscheint es notwendig, daß anständige Leute alle Maßnahmen der Vorsicht ergreifen, da sie nur dadurch gerettet werden und nicht etwa durch ihre Eleganz und ihren guten Ton.

So hoffe ich, daß Sie auf dem Lande vor der Cholera gut geschützt sind. Senden Sie mir Ihre Adresse und eine Nachricht über Ihr Befinden.

Noch sind wir von keiner Quarantäne umgeben, weil die Epidemie noch nicht bis hierher gedrungen ist. Boldino gleicht einer Insel, die von Felsen eingeschlossen ist. Keine Nachbarn, keine Bücher. Das Wetter entsetzlich. Ich verbringe meine Zeit damit, daß ich mich ärgere und Papier beschmiere. Weder weiß ich, was in der Welt vorgeht, noch wie es meinem Freunde Pollignac geht. Schreiben Sie mir das alles, denn ich lese gar keine Zeitungen. Ich bin ein völliger Idiot geworden, wie man sagt, — bis zur Heiligkeit.

Und der Großvater mit seiner kupfernen Großmutter? Beide sind wohl am Leben und gesund, nicht wahr? Die Landkarte liegt vor mir ausgebreitet. Ich schaue sie an, wie ich einen Umweg machen und zu Ihnen über Kiachta oder über Archangelsk kommen könnte. Für einen Freund sind sieben Werst — kein Umweg; und direkt nach Moskau reisen, bedeutet sieben Werst Küssel (Fruchtbrei) essen (und noch welchen! Moskauer!) Das sind wirklich schlechte Spässe. Je ris jaune. Leben Sie wohl! Legen Sie mich ehrfurchtsvoll zu den Füßen Ihrer mamen; herzliche Grüße Ihrer ganzen Familie. Adieu, mein entzückender Engel. Ich küsse die Spitzen Ihrer Flügel, wie Voltaire zu Leuten sagte, die an Sie nicht heranreichen.

24. August.

Errätst Du, von wo ich Dir schreibe, mein Engel? Aus Pawlowsk, zwischen Bernowo und Malinnik. Gestern, als ich den sonnigen Weg nach Jaropolz einschlug,

erfuhr ich zu meinem Vergnügen, daß ich dem Gut von Wulfs nahe war und beschloß, sie zu besuchen. Es hat sich in den fünf Jahren viel geändert! Damals waren in Pawlowsk, Malinnik und Bernowo viele Ulanen und junge Damen. Die Ulanen sind verfehlt und die jungen Damen auseinandergeflohen. Von meinen alten Freunden fand ich nur noch eine weiße Stute, aber auch sie tanzt nicht mehr unter mir, und statt aller Annetten, Maschas, Sachas usw. leitet Paraskowia Alexandrowna Reichmann, die mir mit Schnaps aufwartete, den Haushalt. Ich lasse mich mit eingemachten Früchten füttern und habe drei Rubel bei Whist verloren. Du siehst, ich bin hier nach jeder Richtung hin ganz ungefährlich. Alle erkundigen sich nach Dir, fragen, ob Du hübsch seiest, brünett oder blond, voll oder schlant.

Ich vergaß, Dir noch zu sagen, daß die umfangreiche Matemoiselle Pojarsky, dieselbe, die vorzüglich Kwasch kocht und Koteletts brät, mich bis an die Pforte des Gasthauses begleitete und meine Artigkeiten mit den Worten zurückwies: „Schämen Sie sich, fremde Schönheiten zu betrachten, wenn Sie eine solch schöne Frau besitzen, daß ich bei ihrem Anblick stöhnen würde!“ Du siehst, mein Frauchen, daß Dein Ruhm über alle Distrikte verbreitet ist. Leb wohl, meine volle Brünnette (nicht wahr?). Ich führe mich sehr gut auf und Du hast keinen Grund, mir zu zürnen. Hast Du in den Spiegel gesehen und Dich vergewissert, daß Dein Gesicht mit nichts in der Welt zu vergleichen ist? Ich liebe Deine Seele noch mehr, als Dein Gesicht. Leb wohl, mein Engel, ich küsse Dich innig . . .



Glockengröße.

Das war so schön in diesen sonnigen Tagen:
Auf allen unsern frohen Wanderwegen,
Wohin die weiße Straße uns getragen,
Kam helles Glockenläuten uns entgegen!

Des Morgens, wenn noch kühl die Schatten blauten,
Und bei des Mittags feierlichem Glüh'n,
Wo immer staunend uns're Augen schauten:
War Wald und Wiese jemals schon so grün?

Wenn lehtes Rot auf Blüten Schnee verglomm,
Glaskhell der Himmel ward und schwarz die Tannen
Und alle Farben auf dem breiten Strom
In einen silberweißen Glanz zerrannen.

Stets grüßte uns der Klang, der uns umspann,
So nah einander brachte in dem Schweigen
Des großen, dankerfüllten Freun's daran,
Daß dieses schöne Heute unser eigen!

Elia von Nathusius.



Iven Jensen.

Eine Kriegsgeschichte von Max Bittrich.

(Nachdruck verboten.)

Iven Jensen war von jung auf zwischen seinen blauen Augen und seinem hellen Haar phantastisch veranlagt gewesen.

Als fünfjähriger Junge trug er den ersten Soldatenhelm und sang, was er von den langen holsteinischen Landsleuten auf ihren hohen Pferden gehört hatte:

„Steh' ich in finst'rer Mitternacht
im Hemd,
So einsam auf der stillen Nacht
im Hemd.“

Er meinte, alles müsse so sein: der Gesang und das Soldatenleben, und in seinem Kopf malte sich sogleich ein Bild der Kriegsführung, das im Winter des Jahres 1914 auf den Schneefeldern der Vogesen, der Karpathen und Rußlands Wirklichkeit geworden ist.

Auch sehnte er sich bald darnach, nicht auf Lederstrumpfs Pfaden, wie andere Jungen, zu wandeln, sondern als kraftvoller Streiter dermaleinst einen weißen Kittel über der Uniform zu tragen, um so den Feind auf unübersehbaren Schneefeldern zu überraschen. Womöglich sollte man dabei auf dem blendendsten Schimmel sitzen, dachte er sich.

Weiß — das war nun überhaupt Ivens Farbe. Die verstiegene heimliche Sehnsucht führte ihn dazu, einsame Pfade zu wandeln und sein bißchen Anschluß nur an die Kameraden aufrecht zu erhalten, die gleich ihm gern von der Regel wichen, das heißt, in ihren Wundergärten Phönix und Flügelross, Lindwurm und Einhorn springend schauten, wo gewöhnliche Leute nicht die blasser Spur besonderen Daseins wahrnahmen.

Als unserem Iven die ersten Härchen unter der Nase wuchsen, war der junge Mensch eine Kreuzung von Himmelstürmer und Mimose geworden. Er sehnte sich nach Geschnäbel und Streit in einem einzigen Gedankengang. Aber als er eines Tages träumend vor

den weißen Lilien stand, die an der väterlichen Werkstatte hinter Bugbaum-Einfassungen leuchteten, da packte ihn der Vater, rüttelte ihn und nannte ihn einen Nachtwandler. „In die Werkstatt! Den Hobel angepackt!“

Auch unter dem Dach pflanzte sich die Kritik fort. Der Vater meinte, Iven sei ein Hase, der offenen Auges schlafe. Oha, dachte Iven, man kann auch anders sagen: . . . noch im Schlase tue mancher die Augen auf.

Doch er sagte nichts, hobelte die Bretter und war mit dem Kopf in jenem sonderbaren Buch, das ihm Professore Otto zugesteckt hatte. Das Buch handelte von Leben und Sterben in Schönheit, und wie den Duft aus den Lilien, so hatte Iven aus den papiernen Blättern die Kraft gezogen, dem Beispiel nachzueifern und trotz Hobelbank und Leimtopf in lichter Welt zu atmen — nach Feierabend.

Da legte er in seinem Bodenkammerchen den feinen schwarzen Sonntagsrock an und die blaue Kravatte und was dazu gehörte, nahm auch ein schneeweißes Laken um gleich einem Talar, trug ein Goldschnittbändchen aus der guten Stube zwischen Fenster und Tür einher, murmelte lauter dummes Zeug und schlürfte geschlossenen Auges den starken Duft einiger Blumen, neben denen weiße Kerzen ein Weilchen funkelten.

So tat er noch an dem Abend, an dem mit Hilfe des Schlüssellochs die Art seines Schönheitskultus schon ruckbar geworden war bei der taktlosen Rechtschaffenheit im Hause. Da fiel in die Wallfahrt seiner Gefühle plötzlich das laute Gelächter der Familie. Mit kaltem Wasser begossen stand der Fiebernde vor der väterlich-meisterlichen Amtsmiene und dem mütterlichen Mitleid für einen Kranken. „Bist denn Du Mensch verrückt?“ fragte jemand den Überraschten. „Es ist so in jenen Jahren!“ antwortete eine weichere Frauenstimme.



Obgleich Iven eine harte Hand fühlte, sank er doch nicht in die Knie, kroch auch nicht zu Kreuze, als ihm die Gelegenheit genommen wurde, sich im stillen Bodenkübel, unter Spinnenweben, selber einzuspinnen.

Nein, er hielt die zweite Wange nicht hin, errichtete seinen Überschwang zwar nicht mehr den sichtbaren Altar, träumte jedoch umso lebhafter weiter von Schimmel und weißem Kleid, von Schleichgängen durch endlose Stille in unangetasteter weißer Einsamkeit. So klang die Glocke seiner Sehnsucht im Herzen fort, denn zersprungen war sie nicht. Mit entwölfter Stirn trug er das Geläut der Jugend in den Krieg.

Berge hatte Iven nicht viel gesehen, bevor er durch den Schwarzwald und über den Rhein in die Vogesen fuhr. Blaue Höhen, Gipfel mit weißen Mägen begrüßten ihn von fern. Hochtäler und Schluchten in dicken Pelzmänteln, in die Himmelstüppel ragende Schnee- und Eisgefülle nahmen den staunenden Grenadier auf. Der Schimmel freilich trug Iven nicht, aber auf langen, dünnen Brettern lernte er sausen, daß die Funken verharzten Schnees im Sonnenlichte flogen gleich lauter goldenen Tropfen.

Unberührte Schönheit — sein Element!

Streifwachen ohne Laut — Glückseligkeit!

Wie konnte jemand in solchen Stunden sprechen, auch wenn nicht jedes laute Wort verboten gewesen wäre!

Iven sehnste sich, allemal dabei zu sein, wo nicht geschwätzt, nicht geraucht, ohne Angriff nicht geschossen werden durfte, wo nur die Augen zu schaffen hatten. Man nahm ihn gern mit, denn er beobachtete scharf.

Im Tannendickicht feierten sie das Weihnachtsfest. Die Schneeteppiche auf dem Geäst bildeten eine Kapelle, in der ein Bäumchen stand mit Wachskerzen und kleinen Geschenken. Ein Chorist aus Stuttgart sang gedämpft das Lied von der „Stillen, heiligen Nacht“, und ein Landwehrmann aus Dresden las unter dem Sternenhimmel langsam wie ein Kind: „Und — es — wa — ren — Hir — ten — auf — dem — Fel — de —“

Die Geschenke wurden verlost, und Iven erhielt eine Tabakpfeife, obwohl er schon eine besaß und noch nicht daraus geraucht hatte; die Mundharmonika, der Stern seiner Wünsche, fiel dem jungen Leutnant zu. Iven sagte: „Reichtum ohne Ende!“

„Ja, und auch heut' dürfen wir nicht rauchen. Müssen wieder feststellen, ob der Wald noch sauber ist. Vom Dorf drüben wird sich eine andere Patrouille uns entgegenarbeiten!“ berichtete der Leutnant. „Iven, wieder freiwillig dabei?“

„Befehl, Herr Leutnant!“

Während fünf Mann die Schneeschuhe ausmalteten, wetteten in der ferne feindliche Geschütze.

Das Seitengewehr wird aufgepflanzt, das Schneehemd übergeworfen.

Der Leutnant führt. Fünfzig Schritt hinter ihm gleitet Iven durch den Schein des Mondes, der wie ein blanker Lauscher auf dem Walde steht. In Abständen folgen die anderen Mannschaften, still, wie sich Schneeflocke an Schneeflocke reiht. Der Wald hüst glitzernde Standarten. Im sanften Licht der Nacht freuen sich die Bäume ihrer blitzenden Diamanten. Auf Wetterfichten, im Herbst mitteillos zerzaust, ergießen sich leuchtende Fluten.

Da stößt in das Licht ein langer Schatten: „Halt! Deckung!“ ruft ein Mann der zweiten Streifwache verhaltenen Tones. „Feindliche Reiter in Sicht!“

Wenige Augenblicke: Malerisch schön halten ein paar Reiter am niedrigen Gehölz. Weiß auf weißen Pferden. Iven Jenseits Augen flammen: Auferstanden sind die Gestalten seiner Träume in Pracht und Herrlichkeit.

Der Befehl des Führers reißt ihn aus dem Rausch: „Näherkommen lassen! Auf kurzen Pfiff Kerls von den Pferden reißen, still abführen! Ziegler: Gänse nehmen!“

„Befehl!“

Funke laugen verfolgen jeden Schritt der näher kommenden Beute. Zum entscheidenden Sprung ducken sich die Lauernden.

Ein Pfiff.

Gespensterhaft schnellte etwas Weißes empor, zerrt Weißes in den Schnee, zeigt mit Revolvern die Absichten der Sieger.

„Rasch zurück!“

Ein Geisterzug flieht über keusche Höhen.

Da — Gewehrschüsse. Kugeln zischen durch schneebedeckte Äste und streuen weißen Segen auf Mann und Rosß.

„Oha!“ sagte der Leutnant, legte die Hand an die Brust und läßt sich von Iven halten. „Ich glaube gar, sie haben mich noch hier zwischen den Bäumen erwischt. Ich — namu. namu —“

Er legt sich schwer auf Ivens Arm. Das Gewehrgeknatter verhallt. „Herr Leutnant, Herr Leutnant!“

Iven blickt in die Augen, die wie nach Innen gerichtet sind, als beobachteten sie, was sich in der Brust abspielt.

Iven reißt sein Verbandpäckchen auf und sucht die Wunde des Leutnants, aus der still das Leben sickert. Erschreckt stehen die weißen Kameraden um Opfer und Helfer.

„Na, nu werdet Ihr mich noch schleppen müssen. Zum letzten Mal, denk' ich —“

„Gewiß nicht, Herr Leutnant!“

„Braver Kerl!“ sagt der junge Mund. „Siehst Du, jetzt wird zu Deinen beiden Pfeifen auch noch die Mundharmonika Dein Eigentum. Nimm sie als Belohnung. Bei mir hat sich's ausgeblasen.“

Er drückt den Leuten die Hand und verstummt. Seine Seele fliegt heim zur Höhenpracht, während der Geisterzug wie auf Sammetpolstern den jungen Körper den Kameraden entgegenträgt.

Sie überlassen dem Gefallenen einen ihrer Unterstände, bevor man ihn der Erde wiedergibt. Iven Jenseits hält vor dem Unterstand Wache in der Silbernacht, und als er mit seinem Leutnant allein ist, zieht er das letzte Geschenk des Heimgegangenen hervor und bläst ihm freundliche Lieder zum Abschied:

„Eippe-Deitmold, eine wunderschöne Stadt,
Darinnen ein Soldat,
Er muß marschieren in den Krieg,
Wo die Kanonen steh'n . . .“

und „Ich hatt' einen Kameraden.“

Er musiziert innig wie vor heiligen Toren, und sucht am Morgen seinen Leutnant im alten Park beim zerschossenen Landhaus die Grabstätte.

Da werden im Frühling Blütenflocken auf den Hügel fallen, die Vögel werden weiter musizieren, und die ganze sonnige Welt wird weiter spinnen das Märchen Iven Jenseits, der inzwischen im Walde der Argonnen weiter kämpft auch um seinen Sieg — hier unten oder in den Gefilden der Seligen.